

mehr Facetten aufwies, als die Konfrontation mit den Religiösen Sozialisten vermuten lässt. Der Versuch, sozialistische Ideen in Einklang mit den christlichen Idealen zu bringen, blieben nach 1945 weiterhin ein Thema, auch wenn diese Versuche, wie zu Beginn der Weimarer Republik, sicherlich nur zaghaft zu nennen sind. Insofern ist eine Weiterführung dieser Untersuchung für die Zeit nach 1945, die in diesem Buch nur vorsichtig angedeutet werden konnte, sicherlich wünschenswert, nicht zuletzt deswegen, um Parallelen zu der Zeit der Weimarer Republik ziehen zu können.

Wolfgang Günther

*Hans-Jürgen Gaber, „An der Spitze aller Provinzen und Länder“. Trinkerfürsorge und Suchtkrankenhilfe in Westfalen 1820 bis 1995, Psychiatrie-Verlag, Bonn 2002, 208 S., brosch.*

Gaber, selbst langjährig als Arzt in der Suchtkrankenhilfe tätig, hat mit dieser Studie eine medizinhistorische Dissertation vorgelegt, die auch allgemein- und kirchenhistorisches Interesse beanspruchen darf. Die im Titel genannte Spitzenstellung Westfalens in der Trinkerfürsorge und Suchtkrankenhilfe ist ja das Ergebnis sowohl staatlichen als auch kirchlich-diakonischen Handelns: Bereits 1820 gründete die Provinz Westfalen mit ihrem Oberpräsidenten von Vincke das Landarmen- und Arbeitshaus Benninghausen, 1851 die Duisburger Diakoninnenanstalt ein „Asyl“ für Trinker in Ratingen-Lintorf, 1882 Friedrich von Bodelschwingh d. Ä. die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf bei Bielefeld und 1886 die katholische Kirche die Anstalt „Maria Veen“ bei Borken. Das Miteinander konfessioneller und staatlicher Institutionen ist eins der Leitmotive dieses Buches; andere „rote Fäden“ wären die sich verändernden Einschätzungen der Trunksucht als Sünde, Krankheit oder Mittel der sozialen Auslese sowie ihre Erweiterung zum Suchtbegriff, der dann auch den Drogenkonsum mit umfasste. Entsprechend wechselten die Behandlungsmethoden: von der stationären Behandlung in Irrenhäusern, Normalkrankenhäusern, Spezialkliniken und Heilstätten bis zur ambulanten Hilfe, vom Ziel der „Mäßigkeit“ zur totalen Abstinenz. Aus den vielen evangelischen Mäßigkeits- und Enthaltensvereinen entstand die Blaukreuz-Bewegung, aus dem katholischen Verein gegen den Missbrauch geistiger Getränke das „Kreuzbündnis“. Daneben bemühten sich die kirchlich ungebundenen Guttempler, deren westfälische Zentrale Bielefeld war, um ein vollkommenes Alkoholverbot. „Der medizinische Berufsstand verhielt sich gegenüber dieser Laienbewegung reserviert“ (S. 22).

Gaber unterscheidet zwischen verschiedenen Phasen der Trunksucht und ihrer Bekämpfung: der Verelendung durch die napoleonischen Kriege folgte die „Branntweinpest“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; dagegen formierten sich die Mäßigkeitsvereine, z. T. mit evangelisch-pietistischem Hintergrund. Diese brachen 1848 mit der Revolution zusammen. Eine zweite Welle der Verarmung und Verelendung begann mit der Industrialisierung; wieder bot

der Branntwein eine scheinbare Ausflucht, gegen die die neuen Mäßigkeitsvereine auf Bier und Wein setzten. Alkoholismus wurde zunehmend als (Erb-) Krankheit bewertet, auch wenn die moralische Verurteilung des Trinkers, der sich an sich und seiner Familie versündigte, noch lange in Kraft blieb. Der Erste Weltkrieg brachte einen neuen Rückschlag, wieder musste nach 1918 mühsam neu begonnen werden (1921 Gründung der „Reichshauptstelle gegen den Alkoholismus“ in Berlin, der sich 1927 auch die konfessionellen Dachverbände anschlossen). Gaber geht besonders auf das „Mekka“ der Reformpsychiatrie, die Gütersloher Provinzial-Heilanstalt, ein, würdigt aber auch die Trinkerfürsorgestellen (1928 44 evangelische Stellen in Westfalen). Der Weimarer Staat förderte die Anerkennung des Alkoholismus als Krankheit (und nicht mehr als Laster), bereitete aber auch den Boden für rassehygienische Einstellungen vor, die zur Isolierung nicht heilbarer Trinker als „Volksschädlinge“ und deren Zwangssterilisierung in der NS-Zeit führten – dies durchaus im Einklang mit Überzeugungen der alkoholgegnerrischen Verbände. Trinker wurden zu Asozialen abgestempelt, die in Arbeitshäuser und Konzentrationslager abgeschoben wurden.

Der Neuanfang 1945 stand auch hier unter dem Eindruck, „als wäre nichts gewesen“: „Eine Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte im Nationalsozialismus, der aktiven Unterstützung der Gesundheitspolitik im „Dritten Reich“, fand ebenso wenig statt wie eine Ablösung der führenden Funktionäre, die sich gegenseitig verdienstvolles Handeln während der nationalsozialistischen Diktatur bescheinigten.“ (S. 113) Das Konzept der konfessionellen Abstinenzverbände (Alkoholismus als Folge schuld- und sündhaften Verhaltens) erlebte eine Renaissance; erst ab 1953 eröffnete die Weltgesundheitsorganisation neue Wege für die Trinkerfürsorgearbeit durch neue Definitionen („Kontrollverlust“). Wieder war Westfalen führend im Aufbau der Suchtkrankenhilfe durch die Zusammen- bzw. parallele Arbeit konfessioneller Verbände und öffentlicher Stellen. Das Elend der ersten Nachkriegsjahre hatte den Alkoholismus ebenso gefördert, wie der beginnende Wohlstand des Wirtschaftswunders ihn begünstigte; die Nachfrage nach stationären Einrichtungen zur Behandlung und Entwöhnung von Alkoholismus stieg. Neue Heilstätten entstanden in Haldem, Gütersloh, Oerlinghausen, Warstein, Fredeburg, Arnsberg und Brilon. Die staatlichen Einrichtungen erprobten neue offenere Konzepte des Ausgangs, der Wohngemeinschaft, der gemeinsamen Unterbringung von Suchtkranken beiderlei Geschlechts, denen die kirchlichen Einrichtungen nur zögernd und misstrauisch folgten. Der neue Beruf des Suchtkranken-Fachpflegers entstand, Hilfsangebote sowohl im stationären als auch im ambulanten Bereich wurden differenziert geschaffen (z. B. Suchtberatungsstellen). Abstinente Selbsthilfegruppen entstanden, wie z. B. die Anonymen Alkoholiker, doch blieben die Allgemein-Krankenhäuser und niedergelassenen Ärzte laut Gaber die „Achillesferse der Suchtkrankenhilfe“: „... die Inkompetenz vieler Ärzte auf dem Gebiet der Suchterkrankungen (stand) in auffälligem Kontrast zu ihrer Überheblichkeit gegenüber Sozialarbeitern und Psychologen

der Suchtberatungsstellen und stationären Einrichtungen der Suchtkrankenhilfe“ (S. 182).

Die aktuelle Diskussion um Hilfe für Drogenabhängige zeigt, wie heftig umstritten Konzepte der Suchtbekämpfung noch heute sind. So bleibt das Verdienst von Gabers Studie, den historischen Hintergrund solcher Debatten einmal zusammengestellt und aufgehellt zu haben. Westfalen war (und ist) nicht nur in der Geschichte der Suchtbekämpfung dank der Kombination kirchlichen Engagements und landschaftlicher Selbstverwaltung führend, sondern so auch in der regionalhistorischen Darstellung dieses besonderen ärztlichen (und seelsorgerischen) Arbeitsfeldes.

Bernd Hey

*Annemarie Töpferwien, Seine „Gehülfin“. Wirken und Bewährung deutscher Missionarsfrauen in Indonesien, 1865–1930* (InterCultura – Missions- und Kulturgeschichtliche Forschungen, Bd. 1), Rüdiger Köppe Verlag, Köln 2002, 180 S., brosch.

„Damit sie nicht vergessen werden, sollen sie an dieser Stelle die Wertschätzung erfahren, die ihnen zukommt. Es geht um die angemessene Erinnerung an die hier genannten Missionarsfrauen...“ (S. 141). So beschreibt die Autorin, Mitglied des Vorstandes der Archiv- und Museumsstiftung der Vereinigten Evangelischen Mission in Wuppertal, Ziel und Zweck ihres Buches. Persönliche Anteilnahme und Erfahrung schwingt mit, war Annemarie Töpferwien von 1958–1969 doch selbst „mitausreisende“ Ehefrau eines Pfarrers auf der indonesischen Insel Nias (westlich von Sumatra). Nias ist auch der Schauplatz des Schicksals der „Gehülfinnen“, die die Missionare der Rheinischen Mission als Ehefrauen und Mitarbeiterinnen auf die Missionsstationen begleiteten. Da begegnet übrigens dem Leser auch ein alter westfälischer Bekannter, der Missionar Heinrich Rabeneck (1875–1939) mit seinen zwei Frauen, dessen „Lebensgeschichte des Niasmissionars aus Hiddenhausen“ Ulrich Rottschäfer 1989 bereits eindringlich und anschaulich geschildert hat (s. meine Rezension im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte, Bd. 84, 1990, S. 304-306); leider kennt Töpferwien diese Darstellung nicht.

Die Autorin zitiert oft und gern aus ihren Quellen; das macht das Buch so lebendig und wirklichkeitsnah. Ihr standen die Druckschriften der Rheinischen Mission, die Stations- und Personalakten, Berichte und persönliche Briefe, in einem Fall auch ein Tagebuch zur Verfügung; aus diesem Fundus schaffend gibt sie dem Leben, Arbeiten und Leiden „ihrer“ Missionsfrauen Kontur und Farbe. Allerdings ist es auch ein düsteres Bild: die Schwierigkeit des Lebens und Überlebens scheint oft die auch freudigen Ereignisse überschattet zu haben. Viel, ja manchmal zuviel wurde den Frauen der Missionare als selbstverständlichen Helferinnen, Gefährtinnen und Mitarbeiterinnen ihrer Männer zugemutet. Das begann schon mit Brautschau und Brautwahl: Oft kannten sich die Eheleute erst kurz, manchmal gar nicht; eine gründliche Vorbereitung